

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Fritz J. Raddatz

Heine

Ein deutsches Märchen

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Die Mouche hieß nicht Mouche, Mathilde nicht Mathilde, und Heinrich Heine hieß nicht Heinrich Heine. Auf seinem Geburtsschein steht Harry, und auf dem Grabstein stand Henri. Er war Jude, aber getauft; »baptisé, non converti«. Er stammte aus bravem Kleinbürgertum, aber die Ortsangabe »van« im mütterlichen Geburtsnamen änderte er in ein adliges »von«. Er war geboren als der »erste Mann des Jahrhunderts«, wie er sich zu nennen liebte, doch sein Geburtsdatum liegt wohl wesentlich früher; exakt ist es bis zur Stunde nicht verifiziert. Er starb mit gleich vier als wahr überlieferten »letzten Worten« auf den Lippen; zumindest zwei davon schillernde Aperçus, die von ihm erfunden sein könnten: »N'ai pas peur, ma chère«, sagte er zu seiner betenden Frau, »Dieu me pardonnera; c'est son métier.« – »Pouvez-vous siffler?« fragte der Arzt: »Hélas, non: pas même les pièces de Monsieur Scribe.« Der letzte Brief ist eine Bitte, 25 Victor-Emanuel-Eisenbahnaktien zu kaufen, und die letzte Melodie, die ein Leierkasten vor dem Fenster des Sterbenden spielte, war des gehäßten Meyerbeers »Das Gold ist nur Chimäre«. Er demütigte den Baron Rothschild vor Gästen, indem er dessen Erzählung beim Diner, das Wasser der verschmutzten Seine sei an der Quelle klar und rein, süffisant mit einem »Ihr Herr Vater soll auch ein

so rechtschaffener Mann gewesen sein, Herr Baron« kommentierte; und er intervenierte gleichzeitig (und erfolgreich) bei seinem Verleger Campe gegen die Veröffentlichung eines Anti-Rothschild-Pamphlets. Er badete das Kind von Karl Marx und nannte den »ein Scheermesser«. Er hieß sich hundearm, doch hatte er im Jahre vor seinem Tode ein Einkommen von DM 200 000,–, viele Jahre hindurch nicht viel darunter; der Minister und Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe verdiente zu seinen Lebzeiten weniger. Er galt als der politisch-revolutionäre Dichter Deutschlands – und wurde weder ausgewiesen noch verhaftet, noch auf polizeilichen Listen geführt; statt dessen verhandelte er mit Metternich und der preußischen Regierung und sagte schon im Jahre 1846, »ich bereue es, die wenigen politischen Gedichte veröffentlicht zu haben, die ich schrieb«. Er stellte wie kein Dichter vor ihm so keck wie melancholisch sein Ich heraus, aber das »Ich« seiner Gedichte ist nicht das seine: »Bei mir wenigstens paßt es nie.« Ein Leben hinter Larven. Heinrich Heine, der unbekannte Dichter.

Heinrich Heine ist ein Plural. Wer irgend meint, ihn hier fassen, dort festlegen zu können, hat nichts von ihm begriffen. »In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen« – wenn je das entzieherische Wort eines seiner Nachfahren zutraf, wenn es je die schwebende, nie fixierbare Pirouette des Künstlers gab, deren Schönheit aus Bewegung besteht, deren Delikatesse im Stillstand zerbricht: dann bei Heine. Nichts stimmt bei ihm; alles stimmt. Wer mit hergebrachten Normen zu urteilen sucht,

gleicht dem klüglichen Aviatiker, der sagt: »Tauben zum Beispiel fliegen falsch.« Heinrich Heine war Artist. Was er wollte, war nichts als die Künstlerperfektion, nichts als die Sprache zum Tanzen bringen – nicht die Zustände. Wer Felsenfestes von Moral und Überzeugung, Gesittung und Gesinnung des Heinrich Heine erwartet, erhält zur Antwort das Kichern des Echos.

Heines pseudonyme Fallenstellerei – seine ersten Gedichte erschienen unter dem aus »Düsseldorf« und »Harry Heine« gebildeten Häßlichkeitsanagramm »Sy Freudhold Riesenharf« – erinnert durchaus an das Versteckspiel eines anderen, der oft zu seinem »Nachfahren« ausgerufen wurde, der aber selber dazu sagte, »Heinrich Heine war ein Jahrhundertkerl – ich bin ein Talent«; auch er protestantisch getaufter Sohn aus jüdischem Bürgertum, auch er Doktor der Jurisprudenz, gefürchteter Journalist und Frankreichemigrant, dessen Grab nicht in Deutschland liegt: an Kurt Tucholsky. Der Schulaufsatz »Heine und Tucholsky – Gemeinsames und Trennendes« ist hier nicht zu schreiben, zu konstatieren aber ist Gemeinsames: extreme Verletzlichkeit, verdornt durch Aggressivität. Eine große Inszenierung, um hinter Schalmeienspiel und Zwinkertanz eines zu verbergen: sich. Grundgefühl war: Angst. »Indessen, man wird sie nicht lieben«, so hieß die erste (gesprochene) Kritik zu Heines Gedichten.

Bei Heine geht das Inszenatorische weit. Es beginnt mit der ersten Zeile – und es endet nie. Sein allererstes Gedicht, vom Dreizehnjährigen den Eltern dargebracht, stammt – nicht von ihm. Man konnte es bereits im Göttinger

Musenalmanach auf das Jahr 1777 finden. Die musiche Mutter, perfekt in lateinischer, englischer und französischer Lektüre, Schülerin Rousseaus und Verehrerin Goethes – dessen Bücher sie vor dem Vater verbarg –, war wesentlich eine Kunstfigur des später berühmten Sohnes. »Meine Mutter hat schönwissenschaftliche Werke gelesen, und ich bin ein Dichter geworden; meines Onkels Mutter dagegen hat den Räuberhauptmann Cartouche gelesen, und Onkel Salomon ist Bankier geworden«, das ist ein Aperçu. Die Familiengeschichte berichtet anderes. Wenn es etwa so schön im »Winternärchen« heißt:

»Zu Bückeburg stieg ich ab in der Stadt,
Um dort zu betrachten die Stammburg,
Wo mein Großvater geboren ward;
Die Großmutter war aus Hamburg« –

so stimmt nur der Reim. Die »Stammburg« ist ein bescheidenes einstöckiges Häuschen, in dem eine kleine Kneipe untergebracht ist, und die heißt »Zur Falle«. Von den Zeitgenossen, die Betty Heine kannten, weiß keiner von besonderer Bildung zu berichten, gar von Flötenspiel und Rousseau-Lektüre. Vor der im übrigen dem Sohne auch gegraust hätte – niemanden haßte er so wie den Rigoristen Rousseau, Vordenker der Montagnards und Ahn der Saint-Just und Robespierre:

»Das sind die Folgen der Revolution
Und ihrer fatalen Doktrine;

An allem ist schuld Jean Jacques Rousseau,
Voltaire und die Guillotine.«

Heines Mutter beherrschte Deutsch so mangelhaft wie etwa Karl Marx' Mutter, sie schrieb es mit hebräischen Buchstaben und hatte Angst vor der Poesie. Sie war übrigens verwandt mit der Großmutter Walter Benjamins, so wie Heine auch ein entfernter Verwandter von Karl Marx war. Romane riß sie dem Sohn aus den Händen, Schauspiel oder Teilnahme an Volksspielen verbot sie, und Mägde, die Gespenstergeschichten erzählten, wurden gescholten.

Bischof, Napoleonischer General oder Bankier sollte der Sohn werden, und dafür, für das Studium, verkaufte sie – wie es heißt – ihren Schmuck; da der Student Heinrich Heine aber mit einem ansehnlichen Scheck vom Onkel Salomon ausgestattet war, ist es eher wahrscheinlich, daß Betty Heine damit ihrem bankrottmachenden Ehemann helfen wollte. Sie war es, die das letzte Stückchen Zucker, das »man« nicht nahm, den »Respekt« nannte; und nicht der respektlose Harry, sondern sein Bruder Max war es, der ihn sich doch nahm. »Mama, denk' Dir, er hat den Respekt aufgegessen« – der gehorsame Harry berichtete atemlos.

Heines Leben ist von zahllosen Legenden umrankt, und ihr Produzent hieß – Heinrich Heine. Weder gibt es Zeugen für die von ihm selber berichtete jugendliche Aufmüpfigkeit, mit der der Schüler die Frage »Wie heißt der Glaube auf französisch« sechsmal hartnäckig beant-

wortet habe: »le crédit«, noch hat er des kranken Vaters wegen seine Italienreise abgebrochen oder um des pflegebedürftigen Veters Carl Heine willen während der Cholera-Epidemie in Paris ausgeharrt. Während er in Paris eher kärglich lebte, veranlaßte Heine Schilderungen seines üppigen Lebensstils durch Freund Lewald, der die Prahlgereien von Mätressen, üppigen Salons mit kostbaren Kaminen und Möbeln und luxuriöser Lebensführung so gut verbreitete wie später Alexander Weill Artikel über Heine unter seinem Namen publizierte, die von Heine selber stammten. Als Joseph Neunzig ihn erstmals auf Elfenbein porträtierte, bat Heine ausdrücklich, ja den satirischen Zug um den Mund nicht zu vergessen.

Es mag mit dieser Lust an – trügerischer – Selbstdarstellung zusammenhängen, daß bis zur Stunde nicht sicher ist, wie Heine überhaupt aussah. Eine Vexier-Anthologie ließe sich zusammenstellen aus den widersprüchlichsten »Zeugenaussagen«. Die Haarfarbe – ganz unabhängig etwa vom Alter – wechselt zwischen lichtbraun, braun, dunkelbraun, blond, »bescheiden«, hellblond, glatt schwarz, dunkelbraun, hochblond, hellbraun, blond, dunkel, blond, kastanienbraun, blond mit weiß durchmischt. Kaum ein Zeitgenosse, der auch nur einigermaßen mit den anderen übereinstimmt. Demnach war Heine – immer im vergleichbaren Lebensabschnitt – sowohl dick wie dünn; blaß wie rosig-gesund; aufrecht gehend und gebückt; schön und unscheinbar – ja häßlich; ein germanischer Apoll und typisch jüdisch; kurzsichtig, von strahlender Blauäugigkeit und mit stechend-schwarzem Semi-

tenblick; glattrasiert und schnurrbärtig; nie eine Brille tragend, ein Brillenfuchs, ein Lorgnon benutzend sowie eine goldene Brille; lockig, glattsträhnig, kurzgeschnitten, mit langem wallendem Haar; von bleichem, abgemagertem Antlitz, das die Spuren frühzeitiger Genüsse zeigte und mit dem wohlig-rosig-rundlichen Gesicht eines Mannes, der kaum Alkohol trank, nicht rauchte und »nie Weiber genossen« hat. Im selben Jahr berichtet derselbe Chronist, er habe Heine nie mit einem Bart gesehen, und das Gesicht sei von einem grauen Bart eingefaßt. Dasselbe wird von Heines nachweislich fünfzehn verschiedenen Pariser Wohnungen fabuliert, von deren üppigem Komfort und ihrer eher bürgerlichen Bescheidenheit, der Unbehaglichkeit eines Hotel garni und den Kaminen, Fauteuils und Samtportieren:

»Man wüßte nichts Besonderes von dieser einfachen Wohnung zu sagen, wenn nicht eine alte pockennarbige Mohrin mit einem buntseidenen Tuche um den Kopf als Magd beim Oeffnen der Thüre erschienen wäre und nicht von Zeit zu Zeit aus dem Zimmer Madame Heine's der gelle Schrei eines Papagei herübertönte.«

Heine war, glaubt man den höchst plastischen Bildern seiner Umgebung, von schlotriger Nachlässigkeit in allen Kleiderfragen und stets nach der neuesten Mode gekleidet, allenfalls mit ziegelroter Mütze bedeckt, während er den eleganten hohen Filzhut mit breiter Krempe, Bolevar genannt, trug; Spitzenjabots, fein gekräuselte Manschetten, spitze Stiefel und schwarze Weste mit hoher weißer Krawatte – und ein kleiner häßlicher Jude mit dunkelgrü-

nem Rock bis auf die Füße, voll lächerlicher Aufdringlichkeit, der wiederum selbst die etwas gewagten drei Silberhäkchen am Samtkragen seines Überrocks gegen die von George Sand bespöttelte Geschmacklosigkeit verteidigte. Einer seiner zuverlässigsten, wenn auch braven Biographen hat sogar festgestellt, daß keines der zeitgenössischen Porträts, Kupferstiche oder ähnliches auch nur annähernd Schlüsse über Heines Äußere zuläßt. Den Heine des »Buchs der Lieder« – wie soll man ihn sich vorstellen?

»Dieser blonde junge Mann, mit dem feingeschnittenen Gesichte, den verschwimmenden Augen, den weichen blonden Haaren, den feinen, in Glacéhandschuhen steckenden Händen, in eleganter schwarzer Kleidung, eine Rose im Knopfloch, eine andere zwischen den spielenden Fingern, der sich so vornehm nachlässig auf dem Canapé wiegt, der statt zu sprechen nur lispelt und über Alles so vornehm ab-lispelt, dieser Metternich en miniature – das wäre mein jugendlich frischer, frivol kecker Liederdichter!«

Tatsächlich mag das für Leben und Werk eines großen Schriftstellers gleichgültig sein – wäre diese Ambivalenz nicht charakteristisch für den Schriftsteller auch. Nicht nur die Auskünfte seiner Zeitgenossen über ihn sind schwankender Boden. Zerrspiegel und Geisterbahn, optische wie sinnliche Verführung, Riese oder Zwerg auf heimlichen Krücken, Leidender oder Spielender: auch Heines »wahrste« Impulse sind Kunst. Ob es das war, was Rahel Varnhagen meinte, wenn sie zögernd und warnend schon vom jungen Heine sagte, hier habe die Natur trotz

so reicher Anlagen in ihrer Hast einige wesentliche Zutaten verabsäumt? Sie schreibt ganz sanft und zugleich ganz bestimmt im März 1829 an ihren Mann:

»Für Heine gibt es nur ein Heil, er muß Wahrheitsboden gewinnen, auf dem innerlich ganz fest gegründet sein, dann mag er sein Talent in der Welt auf die Streife schicken, um Beute zu holen und Mutwillen zu üben; hat er aber jene Burg nicht im Hinterhalt, so wird er bald gar keine Stätte haben, kann seinen Gewinn gar nicht lassen, muß ihn und sich nach Umständen in die Schanze schlagen, wird endlich als gemeiner Ruhestörer auf Steckbriefe eingefangen, und nimmt ein jämmerliches Ende! Warne ihn, wenn er noch hören will.«

Man kennt das Wort seines Freundes und Übersetzers Gérard de Nerval, von dem man sich so leicht erschüttern läßt; Heine habe ihm gestanden, daß er und Nerval an derselben Krankheit litten:

»Wir sangen beide die Hoffnungslosigkeit einer Jugendliebe tot, wir singen noch immer und sie stirbt doch nicht!«

Das, so weiß man, betrifft Amalie, die Cousine, die Tochter des Millionärsonkels Salomon, die Lebensliebe. Oder Lebenslüge?

Es geht hier nicht darum herauszubohren, in welcher Mitte die Wahrheit liegt zum Thema »Heine und die Frauen«, zwischen Grabbes Verdikt etwa, Heines Poesie seien keine Gedichte, sondern »Abwicksereien eines Thee-Titanen«, der eigenen Renommiererei und dem bittersten, deshalb vielleicht aufrichtigsten Fazit am Ende

seines Lebens: »Wirklich geliebt habe ich nur Tote oder Statuen.«

Es geht vielmehr um simple Tatsachen. Als Heines berühmter Seufzer »sie liebt mich nicht« erklang, kannte er Amalie knapp drei Monate. Keineswegs »im wunderschönen Monat Mai« war in seinem »Herzen die Liebe aufgegangen« – Amalie war erst im August 1816 nach Hamburg gekommen. Der Brief an Sethe stammt aus dem November. 18 Monate zuvor hat Heine ihrer Schwester Friederike ins Stammbuch geschrieben:

»Holde Mädchen geben's viele; doch nur eine Rika. So müssen die Engel seyn . . . Ach! Laß mich kommen ins Himmelreich, o Herr! Wo solche Engel sind.«

Fast neun Jahre danach ist es die nächste Schwester, Therese – vermutlich die »Evelina« der Widmung des »Buch le Grand«, dessen Motto lautet »Sie war liebenswürdig, und er liebte sie; er aber war nicht liebenswürdig, und sie liebte ihn nicht«. Da war das alles lange her, fast so lange wie diese Erinnerung an seine »Marie A.«, deren spöttische Distanziertheit nicht nach Verklärung klingt, sondern einer Erklärung gleicht:

»Ich bin im Begriff diesen Morgen eine dicke Frau zu besuchen, die ich in 11 Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt ich sey einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Me. Friedländer aus Königsberg, so zu sagen eine Cousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschnack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner ›jungen Leiden‹ von Hoffman